

# HEINRICH- ZSCHOKKE- BRIEF

NR. 6

JUNI 2006

---

Mitteilungsorgan der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft    Verkaufspreis: Fr. 5.– oder € 3.–

---

## Ausblick und Rückblick

**Geleitwort von Thomas Pfisterer, Präsident der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft**

**W**ir blicken auf ein gutes Jahr zurück. Mit unserem zweitägigen Zschokke-Symposium haben wir im September 2005 bedeutende Fachleute aus Deutschland und der Schweiz nach Aarau gebracht und ein breites Publikum auf Zschokke aufmerksam gemacht. Auf Initiative des Oberbürgermeisters findet in Magdeburg Anfang November 2007 das Zschokke-Symposium seine Fortsetzung. Wir werden uns auch daran beteiligen; es wird sich mit Zschokkes schriftstellerischem Werk befassen. Auch dieses Jahr steht ein wichtiges Ereignis bevor: Holger Böning und Werner Ort geben ein historisches Lesebuch mit dem „Goldmacherdorf“ und anderen Texten Zschokkes heraus und machen damit erstmals seit langem wieder eines seiner wichtigsten Werke im Buchhandel greifbar.

Die Zschokke-Biografie ist und bleibt im Zentrum unserer Aktivitäten. Es ist uns weitgehend gelungen, sie auf eine gesunde finanzielle Grundlage zu stellen, sofern jene grösseren Beiträge noch einlaufen, mit denen wir fest rechnen. Die Neue Aargauer Bank hat sich besonders grosszügig gezeigt. Vielen Dank allen, die uns unterstützen!

Werner Ort ist seit einem Jahr rastlos daran, die Biografie vorzubereiten. Bei seiner Suche in Archiven und Bibliotheken stösst er immer wieder auf neue Funde und Erkenntnisse. Weiter so! In einem Jahr wird er mit der Niederschrift beginnen, damit die Biografie termingerecht 2009 fertig ist.

Leider haben wir einige schmerzliche Verluste zu beklagen. Markus Kutter, unser Mitgründer und verdientes Vorstandsmitglied, ist im Juli 2005 plötzlich verstorben. Wir würdigen ihn in dieser Ausgabe und bringen einen Aufsatz, den er für uns geschrieben hat. Mit dem Malanser Johann Hartmann und dem Aarauer Historiker Alfred Lüthi haben wir zwei weitere treue Mitglieder verloren. Wir werden sie vermissen und sprechen den Angehörigen unser herzliches Beileid aus.

| <b>Inhaltsverzeichnis</b>  | Seite |
|--|-------|
| Zschokke-Symposium 2005 in Aarau   | 2     |
| Markus Kutter zum Gedenken   | 8     |
| Auch eine Art von Schweizerreise ...   | 10    |
| „Der Freiheitsbaum“: ein Zschokke-Drama als Vorgabe für Kleists „Zerbrochenen Krug“? | 17    |
| Vom Schreibtisch der Redaktion   | 20    |

# Zschokke-Symposium 2005 in Aarau

## Bericht von Werner Ort

Seit geraumer Zeit wollte ich Zschokke-Forscher zu einem gemeinsamen Gedankenaustausch zusammenbringen, durch wissenschaftliche Vorträge und Diskussionen die Auseinandersetzung mit Zschokke fördern und einem weiteren Publikum eine attraktive Plattform bieten, um Zschokke kennenzulernen oder die Bekanntschaft mit ihm aufzufrischen. Ich hoffte auf Impulse für die Zschokke-Biografie und auf eine Gelegenheit, Thesen und Hypothesen kritisch zu prüfen. Es genügt nicht, jahrelang in Archiven zu schaffen und am Schluss seine Ergebnisse zu präsentieren – ganz abgesehen von der Einsamkeit, die sich in einer langen Phase klösterlichen Arbeitens einstellt.

### Internationaler Anlass mit Lokalkolorit

Im Sommer 2004 nahm sich unser Vorstandsmitglied Prof. Rudolf Künzli, Leiter der Lehrerfortbildung im Kanton Aargau, der Sache an und gewann sogleich Prof. Lucien Criblez, Chef des Instituts für Wissen & Vermittlung der Fachhochschule Pädagogik Nordwestschweiz dazu, gemeinsam mit der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft ein Zschokke-Symposium zu tragen. Von der Fachhochschule aus wurde Dr. Anna Bütikofer mit der Organisation betraut, Assistentin bei Prof. Fritz Osterwalder am Institut für Pädagogik an der Universität Bern, wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Prof. Criblez und Autorin der Dissertation „Staat und Wissen. Ursprünge des modernen schweizerischen Bildungssystems im Diskurs der Helvetischen Republik“.

Wir einigten uns, für das Symposium das Leitwort „Erziehung zur Demokratie“ zu benutzen. Damit wurde ein Kerngedanke von Zschokkes Schaffen auf den Punkt gebracht und zugleich ausgedrückt, dass wir uns für einmal dem Pädagogen, Publizisten, Volksschriftsteller und Politiker zuwenden wollten und weniger dem Dichter. Das bedeutete nicht, Germanistinnen und Germanisten auszuschliessen, sondern, im Gegenteil, auch Erziehungs- oder Medienwissenschaftler, Historiker, Volkskundler, Politologen, Theologen, Lehrer, Politiker oder Juristen anzusprechen. Zschokke dachte an und wirkte auf die Gegenwart, auf die grösstmögliche Öffentlichkeit. Es wäre ein Missverständnis und ein Fehler, ihn als Vertreter einer exklusiven Bildungs-

schicht zu sehen oder durch eine akademische Elite vereinnahmen zu lassen.

Wir planten ein internationales Symposium, weil die Fachleute, die sich mit Zschokke befassen, sich über manche Länder und Kontinente verteilen – hauptsächlich sind sie in Deutschland, in der Schweiz und in den USA beheimatet – und weil Zschokkes Ausstrahlung keine Ländergrenzen kannte und kennt, seine Ideen auf der ganzen Welt verstanden, seine Werke von allen Völkern gelesen werden, also im eigentlichen Sinn des Wortes Weltgeltung besitzen. Er war Kosmopolit, stand mit Persönlichkeiten aus fast aller Herren Länder in freundschaftlichem Briefverkehr, und wer mit seinen Reiseerzählungen vertraut ist, weiss, wie leicht es ihm fiel, sich in fremde Gegenden und Sitten einzufühlen.

» Für eine literarische Öffentlichkeit der Gebildeten gibt es seit jeher Publikationen; Zschokkes Leistung ist es, dass er Publikationen macht für jene, die lesen bzw. sich bilden wollen, aber nicht oder nicht gut lesen können. «

Peter von Matt

Eine besondere Ehre war es, Dr. Lutz Trümper, den Oberbürgermeister von Magdeburg, Hauptstadt von Sachsen-Anhalt, und seinen Stellvertreter Bernhard Czogalla unter uns zu haben, die, notabene, nicht mit dem Flugzeug, sondern mit dem Zug nach Aarau reisten und ihre Stadt, die gerade ihr 1200-jähriges Jubiläum feierte, für zwei Tage allein liessen.

Als Austragungsort bot sich Aarau an, das mit den Beständen des Staatsarchivs und der Kantonsbibliothek ein Kompetenzzentrum der Zschokke-Forschung hat, einmal abgesehen davon, dass Zschokke hier über 40 Jahre seines Lebens verbrachte, das Städtchen prägte und von ihm geprägt wurde. Trotz anderer verlockender Angebote wählten wir die Neue Kantonsschule als Tagungsstätte, die uns eine gute Infrastruktur, genügend Raum, eine angenehme Atmosphäre und den Austausch mit Schülerinnen und Schülern bot. Es ist nicht leicht, Jugendliche an Zschokke heranzubringen, und so brachten wir Zschokke zu ihnen. Da unsere Gemeinschaft für zwei Tage Aula und Foyer

besetzte, waren wir nicht zu übersehen, und beim Mittagessen in der Mensa fand erst recht eine Durchmischung statt.

» Öffentlichkeit ist nicht einfach da, sondern muss permanent errungen werden, und das ist Zschokke jeweils hervorragend gelungen. Man muss sie erringen, bevor man sie überzeugen kann. Was erringt Öffentlichkeit? Es sind dies Unterhaltung, Reduktion auf vermittelbare Inhalte, Vereinfachung. Das läuft darauf hinaus, Ideologie zu verkaufen. Wie Zschokke das machte, ist das Faszinierende. «

Thomas Pfisterer

Trotz grossem Engagement und Interesse von Rektorat und Fachschaft Geschichte war die Schwellenangst aber leider zu hoch, um Schulklassen direkt ins Symposium zu locken. Nachhaltigkeit wurde dennoch erzeugt: Dr. Pascal Frey notierte markante Sätze aus dem Podiumsgespräch und liess sie über eine Woche lang an einer Stellwand im Foyer hängen. Sie sind zur Auflockerung in grösserer Schrift in diesen Text eingestreut. Eine Geschichtslehrerin der Schule hatte gar den Mut, Zschokke in den Unterricht einzubringen; mit ihr zusammen gestaltete ich im März 2006 in zwei oberen Klassen das Projekt „Schweizer-Bote“. Wir werden darüber berichten.

### Die Referate

Da wir die Vorträge in einem Tagungsband veröffentlichen werden, ist es nicht nötig, sie hier abdrucken. Für jene aber, die nicht dabei waren, und als Erinnerung für alle andern will ich meine wichtigsten Eindrücke in gedrängter Form hier festhalten.

Dem Gastgeber, Rektor Dr. Daniel Siegenthaler, gelang es, Bezüge der Neuen Kantonsschule Aarau (des ehemaligen Lehrerinnenseminars) zu Zschokke herzustellen. Danach begrüsst auch unser Präsident, Ständerat Dr. Thomas Pfisterer, Teilnehmer und Gäste. Als Politiker gewohnt, den Blick auf die Zukunft zu schärfen, suchte er in seiner kurzen Ansprache auch bei Zschokke das Bleibende und das Gültige. Zschokke sei es gelungen, in einer Zeit des Umbruchs die Menschen in eine neue Zeit zu weisen, ihnen zukunftssträchtige Wege zu eröffnen. Er verfügte über die Gabe, Zuhörer für seine Ideen, für seine Visionen, die

sich stets am Möglichen orientierten, zu begeistern. Er wollte die Welt verändern, indem er auf die Gegenwart wirkte. Erstaunlich sei sein Einfühlungsvermögen in die Situation der Schweiz, in unsere Wertordnung und Staatsverhältnisse gewesen.

Thomas Fleiner, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Freiburg i. Ü., Direktor des Instituts für Föderalismus, Autor juristischer Standardwerke, international anerkannter Experte für Fragen der Verständigung unter Bürgern verschiedener Ethnien, Konfessionen und Kulturen und – wie Thomas Pfisterer – ein unmittelbarer Nachkomme Zschokkes, hatte sich mit ihm intensiv auseinandergesetzt.

In seinem Referat „*Heinrich Zschokkes Staat der Moderne: Eine Herausforderung für die moderne Schweiz in ihrem europäischen Umfeld*“ nahm er den Faden seines Vorredners von der Umbruchszeit auf. Die Wirkungszeit Zschokkes war eine Periode des Umbruchs, und er selber war einer der grossen Denker, die in der Schweiz den Übergang vom Ancien Régime zum Bundesstaat mitgestalteten. 1798 wurde er zum Chef des bureau de l'esprit public gewählt, „um die allgemeinen und besonderen Bedürfnisse und Mittel der Bildung, Aufklärung und Veredlung unserer Nation, welche durch die vorhandenen Anstalten noch nicht befriedigt und veranstaltet sind, zu erforschen und ihre Benutzung vorzubereiten“. Darauf schuf er mit seinem „Schweizer-Boten“ eine Zeitung für den einfachen Landmann, in der Überzeugung, dass ein aufgeklärtes Volk sich nicht mehr hinters Licht führen lasse. Er machte sich die Forderung Luthers zu eigen, dass derjenige, der für die Menschen schreiben wolle, dem Volk aufs Maul schauen müsse. Wie ein Philosoph denken und wie ein Bauer schreiben war für ihn Bürgerpflicht. Gesetze sollten, wie dies Montesquieu sagte, der Seele des Volks entspringen.

» Unterhaltung und Moral verkaufsträchtig verbinden: Er hat aus dieser "Not" eine Tugend gemacht. «

Peter von Matt

Zschokke war an realistischen und gerechten Lösungen interessiert, bei denen der Friede oberstes Ziel und deshalb Kompromissbereitschaft erstes Anliegen war. Er besass in seiner Vermittlungshaltung eine Grösse, die heutigen Staatsmännern oft fehlt. Als ein universaler Mensch legte er zugleich ein eindrückliches

Bekenntnis zur Schweiz und deren Föderalismus ab. Er kümmerte sich intensiv um Schweizertum und schweizerische Identität, ohne die Idee des Einheitsbundes zu verraten. Er hob das geschichtlich Gemeinsame hervor und versuchte, die verschiedenen Regionen in die neue, noch zu bildende Nation einzubinden. Unermüdlich trat er für Gewaltentrennung, Rechtsstaatlichkeit und gegen Machtmissbrauch ein; auch hier könnte man noch von ihm lernen.



Rektor Siegenthaler begrüsst die Gäste

Für mein Referat wählte ich das Motto: „Du sollst dir ein Bildnis machen!“ und sprach über die *„Biografie eines aussergewöhnlichen Menschen“*, was ich doppelsinnig verstanden haben wollte. Zschokke stellte sich in seiner Autobiografie *„Eine Selbstschau“* (1842) idealisierend dar, zeichnete sich in diesem Bildungsroman seines Lebens als einen durch eigene Kraft und Tatendrang gewordenen Menschen, vom Schicksal für die Aufgabe der Menschenbildung bestimmt. Hier glaubte ich Parallelen zu Benjamin Franklin, dem „Lehrmeister der amerikanischen Revolution“, und seiner Autobiografie *„Geschichte meines Lebens“* (1771 und 1784) zu erkennen.

Die meisten Biografen Zschokkes übernahmen dessen Selbstdarstellung, ohne sie zu hinterfragen und ohne seine pädagogische Absicht, die Begeisterung, die Hinführung der Leser zu seiner Überzeugung am Beispiel seines Lebens zu durchschauen oder deutlich zu machen. Die Idealisierung führte zu einer Mythisierung, hinter welcher der Mensch Zschokke allmählich verschwand. Zschokke nahm es nicht sehr genau mit der Wahrheitstreue der geschilderten Ereignisse, wenn nur ihre Symbolik ins Gesamtbild passte.

Als Folge davon wurden Irrtümer, Beschönigungen und Begradigungen aus *„Eine Selbstschau“* bis in Lexikoneintragen über Zschokke mitgeschleppt. Angesichts der Sug-

gestivmacht, die Zschokke über seine Mitmenschen besass, und seiner Vielseitigkeit und Schaffenskraft ist es hohe Zeit, das noch weitgehend unbekannt Originalmaterial zusammenzutragen und eine wissenschaftlich-nüchterne, fundierte Biografie zu schreiben.

Prof. Holger Böning (Universität Bremen) sprach über *„Aufklärerisches Engagement und Menschenliebe – Heinrich Zschokke als Volksaufklärer und Volkserzieher“*. Mit 17 Jahren kam Zschokke bei Buchhändler Bärensprung in Schwerin in Berührung mit Rudolf Zacharias Beckers *„Noth- und Hülf-Büchlein für Bauersleute oder lehreiche Freuden- und Trauer-Geschichte des Dorfs Mildheim“*, der auflagenstärksten weltlichen Schrift im 18. Jahrhundert. Hier begann Zschokkes Auseinandersetzung mit Fragen, die ihn später immer mehr beschäftigten.

» Zschokke hatte einen Machbarkeitswahn, keinen Machbarkeitswahn durch Technologien, sondern eine Art aufgeklärten Machbarkeitswahn; deshalb auch seine utilitaristische Ausrichtung der Bildung. Er ging davon aus, dass die jungen Leute zu etwas zu gebrauchen sein müssten – und das hat auch gut gepasst zu der Schweiz. «

Rudolf Künzli

1817 erschien mit dem *„Goldmachedorf“* das volksaufklärerische Hauptwerk Zschokkes neben dem *„Schweizer-Boten“*. Diese Erzählung kann als eine volksaufklärerische Utopie bezeichnet werden, die das Gedankengut einer bürgerlich-demokratischen Schweiz vorwegnahm. Anders als bei Becker geht der Wille zur Veränderung im *„Goldmachedorf“* vom Volk aus, und dieser Wille muss in Reformen umgesetzt werden. Die Bauern führen eine weitgehende Vergenossenschaftlichung ihres Dorfwesens durch. Zschokkes *„Goldmachedorf“* hatte während 100 Jahren grossen, auch internationalen Erfolg.

Prof. Böning will das *„Goldmachedorf“* in seinem Verlag *„édition lumière“* in Bremen als Jubiläumsband demnächst neu herausgeben, ergänzt um Texte aus dem *„Schweizer-Boten“*, die sich mit ähnlichen Fragen befassen.

Als letzter Hauptreferent stellte Prof. Lucien Criblez den 1819 durch Zschokke gegründeten *„Aargauischen Lehrverein als Ort politischer Bildung“* vor, eine unentgeltliche private

Schule, die Jünglinge im Alter zwischen 18 und 30 Jahren aufnahm und ihnen eine praxisorientierte, staatsbürgerliche Bildung gab. Zschokke besass den (naiven) Glauben an die Verbesserung von Individuum und Gemeinwesen. Die Reformen der gesellschaftlichen Zustände strebte er auf drei Wegen an: mittels einer publizistischen und literarischen Öffentlichkeit, einer politischen Öffentlichkeit und besseren öffentlichen Schulen und Bildungseinrichtungen.

» Seine Sache steckt in Wörtern, die für uns ranzig geworden sind; Beispiel Tugend, für Zschokke ein glasklarer Begriff, der enthält, worum es ihm ging. Aber heute würde kein Mensch ernsthaft von Tugend reden. «

Peter von Matt

### Die Workshops

Der zweite Tag des Zschokke-Symposiums begann mit einer lehrreichen, humorvollen und unterhaltenden historischen Führung „Auf Zschokkes Spuren“ durch Marianne Blattner. Indem wir die Stadt abwanderten, wurde uns die Verflechtung von Zschokke und Aarau, von Geografie, Architektur, Kultur, Politik und Alltag physisch bewusst. Danach führte uns der Aarauer Stadtammann Dr. Marcel Guignard in einer kurzen, sympathischen Ansprache diese Verbundenheit geistig vor Augen, auch die Verbundenheit von Magdeburg und Aarau über den gemeinsamen Bürger und Sohn. Dem schloss sich der Oberbürgermeister von Magdeburg an und hob die Bezüge zwischen Magdeburg und Zschokke hervor, auf dessen Namen im Jahr 2001 eine Strasse getauft und 2004 eine Gedenktafel eingeweiht wurde. Im Herbst 2007 werde in Magdeburg eine Fortsetzung des Zschokkes-Symposiums stattfinden.

» Zschokke IST ein Lehrer, und zwar in dem Sinne, dass er ein Volkspädagoge ist, ein Erzieher des Schweizer Volkes, ein Magister Helvetiae. «

Rudolf Künzli

Um einige wichtige Aspekte zu vertiefen, wurden im zweiten Teil des Morgens parallele Workshops abgehalten. Der erste wurde von Mitarbeiterinnen der Pädagogischen Hochschule gestaltet und befasste sich mit pädagogischen Fragen. Unter der Leitung von Dr.

Yvonne Leimgruber stellte Dr. Anna Bütikofer „Die Bildungskonzepte Heinrich Zschokkes im politischen Kontext“ vor. Zschokkes Pädagogik zielte auf eine Tugendbildung der Menschen unter verschiedenen Staatsverhältnissen. Sie zeigte dies ausgehend von seiner Tätigkeit als Leiter des Instituts Reichenau 1796 bis zur Schrift „Volksbildung ist Volksbefreiung!“ 1836. Volksbildung war für Zschokke ein Mittel zur sittlichen (persönlichen) und politischen (allgemeinen) Freiheit.

PD Dr. Béatrice Ziegler sprach über die „Geschlechterverhältnisse bei Zschokke – Bildungskonzepte und Rollenerwartungen“. – Da ich an dieser Veranstaltung nicht teilnehmen konnte, werde ich erst in dem geplanten Tagungsband zu diesem Symposium erfahren, welche Schlüsse sie zog.

Im zweiten Workshop, moderiert von Dr. Werner Bänziger, stand Zschokke als Volksschriftsteller im Mittelpunkt. Dr. Esther Berner stellte unter dem Titel „Aufklärung und Demokratie im Spiegel der Stunden der Andacht“ Zschokkes am weitesten verbreitetes Werk vor, das 1809–1816 als Wochenblatt erschien und im Zeichen einer aufgeklärten Reformtheologie stand. Zschokke habe eine Versöhnung von Vernunft und Glauben angestrebt. Motive seiner theologischen Überzeugung sah die Referentin in frühen Glaubenszweifeln, in der Beeinflussung durch Gotthelf Samuel Steinbart während des Studiums, in seiner Sehnsucht nach Freiheit, seinem Ringen nach Wahrheit und seinem religiösen Pädagogismus, also einer aufklärerischen Grundposition.



Stadtführung: Gruppenbild mit Denkmal

PD Dr. Alfred Messerli sprach über „Narrative Aufklärung im Schweizer-Boten (1798-1836)“ in einem Resümee aus seiner Habilitationsschrift „Lesen und Schreiben 1700–1900. Untersuchung zur Durchsetzung der Literalität in der Schweiz“ (Tübingen 2002). Er stellte das Leseverhalten auf dem Land vor, die rasan-

te Alphabetisierung der Bevölkerung im 19. Jahrhundert und zitierte aus Erinnerungen aus jener Zeit über das Zeitungslesen. Man könne von einer semioralen Gesellschaft sprechen, in der Zeitungen vorgelesen und Pfarrer von der Kanzel herab Verlautbarungen der Obrigkeit bekannt gaben (sog. Kirchenruf). Zschokke sprach im „Schweizer-Boten“ die leseun- gewohnte Bevölkerung durch Anklänge an die alte Predigtliteratur, mündliche Sprechweise und die wöchentliche Wiederholung des Vertrauten an.

» In Zschokkes Erzählungen ist der Lehrer immer eine ganz normale Figur. «

Rémy Charbon

Beide Workshops boten Gelegenheit, die vorgetragenen Thesen zu erörtern und zu ergänzen.

### Podiumsgespräch

Den Nachmittag leitete eine Grussadresse des Aargauer Landammanns (Regierungspräsidenten) Rainer Huber ein. Auf Zschokkes Einsatz für eine gute Schulbildung aufbauend, stellte der Bildungsminister des Kantons sein Ziel vor, dass kein Jugendlicher die Schule ohne Abschluss verlassen solle. Zumindest beim Schulaustritt müssten alle über jene Fähigkeiten und Kenntnisse verfügen, die sie brauchen, um ihren Unterhalt zu bestreiten und als aufmerksame Bürgerinnen und Bürger am öffentlichen Leben teilzunehmen. Die Stadt Aarau, die auf den Sitz der Fachhochschule Nordwestschweiz verzichten müsse, könnte vielleicht ein universitäres Institut gewinnen, ein Zschokke-Institut für Demokratie, das ihr mit Sicherheit zur Ehre gereichen würde.

Den Höhepunkt des Tages bildete das einstündige Podiumsgespräch, zu dem auch die Bevölkerung geladen wurde, so dass sich die geräumige Aula der Neuen Kantonsschule Aarau bis in die hintersten Reihen mit Besuchern füllte. Das Thema „Über Zschokke reden“ war absichtlich so allgemein gefasst, dass es das Gespräch nicht einengte. Wir wollten veranschaulichen, dass es immer noch oder wieder möglich ist, lebhaft, klug, vielfältig und kontrovers über Zschokke zu sprechen, und dass ihm ein Rang unter den Grossen des vorletzten Jahrhunderts gebührt.

Prof. Dr. Thomas Pfisterer als Präsident der Heinrich-Zschokke-Gesellschaft, Politiker und Jurist, der Germanist Prof. Dr. Peter von Matt, der Erziehungswissenschaftler Prof. Dr. Rudolf

Künzli und der Germanist und Zschokke-Kenner Prof. Dr. Rémy Charbon sprachen unter der Leitung von Prof. Dr. Lucien Criblez über den Stellenwert Zschokkes damals und heute.

Mit tiefer Genugtuung stellten wir fest, dass Peter von Matt, dieser berühmte und versierte Literaturkenner, die Bedeutung Zschokkes für unser Land anerkennt. Anhand der Figur Zschokkes könne man einen Einblick in die Entstehung der modernen Schweiz gewinnen. Die Schweiz konnte sich nur entwickeln und bestehen, weil sie Fremde ins Land zog und aktiv werden liess. Am Beispiel Zschokke lasse sich nachvollziehen, wie ein moderner Staat entstehe; den habe er mit in die Wege geleitet.

Zschokke habe keine grosse Literatur geschrieben. Er habe seine Werke vorab so konstruiert, dass sie bei seinem Publikum gut ankamen. Peter von Matt sprach gar von einer Literaturfabrik, die Zschokke betrieben habe. An die Qualität von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller sei er nicht herangekommen; aber die beiden hätten sich seiner Muster bedient und sie für ihre Zwecke ausgeführt. Zschokke habe Bestseller geschrieben, jedoch nicht um der „Einschaltquoten“ willen, sondern in Verfolgung pädagogischer Ziele. Er war und blieb ein Aufklärer. Die Romantik sei über ihn hinweggegangen. Man habe sich die Romantik in der Schweiz aber ohnedies nicht leisten können, da die ganze Kraft in den Aufbau des Bürgerstaats gesteckt werden musste.

» Seine Literatur steht in einer Linie mit Gotthelf und Keller, Literatur nämlich, die eingesetzt wird, um die Welt ein klein wenig zu verbessern. «

Rémy Charbon

Es sei kein Zufall, dass Zschokkes zweiter grosser Roman, das „Goldmachedorf“, ein Lehrerroman war. Die Bedeutung des Begriffs „Lehrer“ habe sich allerdings seit damals verändert. Auch andere Begriffe wie „Tugend“ seien heute anders zu verstehen und in der Zwischenzeit verbraucht. Aber wenn wir uns mit Zschokke befassten, so sei dieser Begriff wichtig und richtig. Sein *Inhalt* sei es noch heute.

In „Eine Selbstschau“ habe Zschokke das Bild gezeichnet, das die Leute vom Verfasser der „Stunden der Andacht“ sehen wollten. Die „Stunden der Andacht“ zeigten ein gefühlsmässiges Christentum, mit Kritik an der Kir-

che. Zschokke in „Eine Selbstschau“ gab von sich ein „wunderbares“ Bildnis, wenn auch anders als Rousseau in seinen „Confessions“. Zschokke dachte politisch und hatte als Politiker grosse Verdienste. Auch andere Politiker schrieben Autobiografien, die nicht immer stimmten. Dass nicht alles stimme, gehöre dazu. Man möchte das Bild von sich unter Kontrolle behalten und es nicht von andern bestimmen lassen.

### **Szenische Lesung eines Zschokke-Stücks**

Zum Abschluss des Symposiums fand die mutmassliche Welturaufführung eines Revolutionsdramas von 1794 statt. Wie vieles andere, was Zschokke schrieb, werden auch seine Dramen, die ihm teils grosse Bühnenerfolge brachten, teils unaufgeführt blieben, heute kaum mehr beachtet. Der Vortrag von „*Charlotte Corday, oder die Rebellion von Calvados. Ein republikanisches Trauerspiel in vier Akten*“ wurde symbolhaft für die Inszenierung eines Meuchelmords im Alten Gerichtssaal des städtischen Rathauses durchgeführt.

Was in Frankreich vor über 200 Jahren geschah, war unerhört: 1789 die Revolution, der Sturm auf die Bastille, die gewaltsame Absetzung der Adelherrschaft. Das Volk erklärte sich zum neuen Souverän und verkündete die Menschen- und Bürgerrechte. 1792 die Kriegserklärung an Preussen und Österreich, die Absetzung des Königs, die Ausrufung der Republik. Die französische Armee konnte sich wider Erwarten gegen die österreichisch-preussischen Truppen halten und schlug sie in der Schlacht von Valmy, an der Goethe als Beobachter zugegen war. Zahlreiche Verhaftungen und Hinrichtungen waren die Folge. Im Januar 1793 wurde König Ludwig XVI. guillotiniert. Fast ganz Europa trat gegen Frankreich in den Krieg. Die radikalen Jakobiner schalteten in Paris ihre politischen Gegner aus. Da wurde am 13. Juli 1793 Jean-Paul Marat, der feurige Revolutionär und Redakteur des radikalen „*Ami du peuple*“, von einer unbekanntem Frau, die kurz zuvor aus der Normandie gekommen war, in seiner Badewanne erstochen. Die Revolution war in ihrem Nerv getroffen und verschärfte die Hetzjagd auf ihre politischen Gegner. Die 25-jährige Marie Anne Charlotte Corday d'Armont wurde noch am Tatort verhaftet, von einem Revolutionsgericht verurteilt und vier Tage nach dem Mord hingerichtet. Dem Maler Johann Jakob Hauer gelang es, sie im Gefängnis zu porträtieren.

Das Attentat auf Marat war eine Sensation und bald in aller Munde. Von den einen (Klop-

stock, Gleim oder Jean Paul) wurde die schöne Mörderin als Heldin und Märtyrerin verehrt, von den anderen in Grund und Boden verdammt. Sie war das Tagesgespräch schlechthin; ihre Tat brachte Klischees ins Wanken und liess neue entstehen.

In Frankfurt an der Oder sass der 22-jährige Zschokke, Privatdozent für Philosophie und Theologie, in seiner Studierstube und schrieb ein Theaterstück über sie. Er kannte die Debatten, die in allen Journalen breitgeschlagen wurden. Wenn er Aufmerksamkeit erregen wollte, musste er eine neue Perspektive wählen. Er stellte die Person von Charlotte Corday in den Mittelpunkt – Marat kommt erst gegen den Schluss vor – und suchte sie psychologisch zu erfassen, die Hintergründe ihrer Tat auszuloten. Da ihm von beidem wenig bekannt war, konnte er seine Phantasie walten lassen. Er fing die Stimmung seiner Zeit ein, den Seelenzustand einer jungen, durch die revolutionären Forderungen und die scharfen Repressionen unruhig gewordenen, erhitzten Generation, zu der er selber zählte. Die für die Bühne erforderlichen dramatischen Elemente kommen zu kurz, und deshalb wohl blieb „Charlotte Corday“ ein Lesestück.



Charlotte Corday zeigt ihrem Vater einen Brief

Das von den beiden Aargauer Schauspielern Marianne Burg und Hansrudolf Twerenbold auf eine Stunden gekürzte und in einer Mischung von Leidenschaft und Distanz kongenial vorgetragene Drama fand unter den zahlreichen Zuhörern guten Anklang und war ein würdiger Abschluss des rundum gelungenen Symposiums.

### **Dank**

Nur wer selber schon einen solchen Anlass organisiert hat, wird ermessen, wieviel Planung und Einsatz ein solches Kind von seinen Eltern, Tanten und Onkeln verlangt, von den zahlreichen Mitarbeiterinnen und bereitwilli-

gen Helfern auf und hinter der Bühne, im Rampenlicht und unsichtbar. Wollte ich alle aufzählen, so würde die Liste so lang wie der Abspann eines Kinofilms.

Allen voran danke ich meiner Mitorganisatorin Anna Bütikofer; Lucien Criblez, Nadine Schmid und dem Team der Fachhochschule Pädagogik; dem Team der NKSA mit Rektor Siegenthaler, Prorektorin Barbara Haller, den beiden Hauswarten Dieter Basler und René Hofer, dem Techniker René Hediger und der Mensaleiterin Frau Eggenberger; Thomas Pfisterer, der bei der Planung half, Teilnehmer begrüßte, Referenten vorstellte und schliesslich aufs Podium stieg; allen Referentinnen und Referenten; Marianne Blattner für ihren Stadtrundgang, der uns pünktlich zurück in die

Aula brachte, und für die Fotos, die wir in diesem Beitrag benutzen dürfen; Landammann, Stadtammann und Oberbürgermeister für ihre gehaltvollen Grussadressen mit versteckten Ostereiern; der Ortsbürgergemeinde Aarau als Hauptsponsorin; Marianne von Burg und Hansrudolf Twerenbold für ihre sichtliche Freude an der Verlebendigung eines eingestaubten Textes; Redaktor Hans-Peter Widmer für seine schöne Würdigung in der Aargauer Zeitung und NZZ und Christine Jossen, Kommunikationsleiterin der Stadt Aarau, und Dominik Sauerländer für ihren Kurierdienst.

Die alten Römer bauten einen Tempel, den sie allen Göttern weihten, die sie vergessen hatten. Auch ich entzündete hier noch eine Kerze der Dankbarkeit und Anerkennung.

## Markus Kutter (1925–2005) zum Gedenken

**D**er Anstoss ging von ihm aus. Im September 1998 meinte Markus Kutter am Rande einer Tagung in Aarau, wir sollten eine Zschokke-Gesellschaft gründen. Dann brach er eilig auf, um seinen Zug nach Basel noch zu erreichen. Dies war irgendwie typisch für ihn: eine provokative These aufstellen, weggehen und das verblüffte Publikum sich selber überlassen. Als ich ihm hinterherging, um Genaueres zu erfahren, meinte er trocken, das solle jetzt wirken und reifen. Wörtlich sagte er, er habe eine Bombe gelegt, die nun zünden müsse. Mehr habe er dazu nicht zu sagen.

Auch das gehörte zu ihm, das Bombenlegen, nicht physisch, sondern mental, aber durchaus subversiv. Er irritierte Menschen, zwang sie, ausgetretene Pfade zu verlassen, lieb gewordene Ansichten zu überdenken. Damit verband er einen pädagogischen Zweck. Wir sollten in Bewegung, kritisch bleiben, Bestehendes hinterfragen, Neues wagen. Er führte einen einsamen Krieg gegen das Festgefahrene, gegen Institutionen und gegen das Establishment. Mir erschien er zuweilen wie ein Don Quixote, der gegen Windmühlen anrennt. Bis zuletzt blieb er neugierig, geistreich und anregend.

Markus Kutter, Querdenker aus Basel, rief 1995 dem staunenden Publikum einen Schriftsteller aus Magdeburg, Heinrich Zschokke, ins Bewusstsein. In seinem Buch „Die Schweizer und die Deutschen“ schrieb er ein Kapitel über

ihn: „Ein Deutscher erfindet die Schweiz“ (S. 106-127). Zschokke sei eine „für die schweizerische Bewusstseinsbildung ausschlaggebende Figur“, „der erfolgreichste Erfinder schweizerischer Eigenart“. Er betrachtete ihn als einen mit allen Wasser gewaschenen Werbestrategen, wie er, Markus Kutter, es ja selber war, der aber stets ein hochgestecktes Ziel verfolgte, etwas verändern und bewirken wollte.

Sein Buch, das die Aufmerksamkeit auf den verkannten Zschokke richtete, hatte eine überraschende Folge. Aus Zürich meldete sich ein Kollege, der ihm einen dicken Band Originalbriefe Zschokkes an Johann Heinrich von Orelli anbot, selbstverständlich nicht gratis. Markus Kutter organisierte den Ankauf mit Unterstützung des Kantons Aargau und der Familie Zschokke, holte die Briefe persönlich im Taxi aus Zürich nach Basel und schickte Kopien nach Bayreuth an die Zschokke-Forschungsstelle zur Transkription, denn in der ursprünglichen Handschrift wollte er sie nicht lesen.

Er erwog eine Publikation und hoffte auf Sensationen, revolutionäre Texte. Aber er wurde enttäuscht. Die Briefe entsprachen so gar nicht dem Bild, das er sich von Zschokke gemacht hatte. Es waren biedermeierliche Schilderungen des Alltags- und Familienlebens, mit politischen Einsprengseln, gewiss, aber ohne Biss und Sprengkraft.

Immerhin war der Staub jetzt so weit aufgewirbelt, dass wir daran gehen konnten, im



Frühjahr 2000 die *Heinrich-Zschokke-Gesellschaft* ins Leben zu rufen. Massgeblich wirkten an der Gründung ausser Markus Kutter zwei Nachkommen Zschokkes mit, die auch beim Ankauf der Orelli-Briefe tätig waren: der Basler Privatgelehrte Andres Zschokke und der Aargauer Landammann Thomas Pfisterer. Ein Vorbild war die Peter-Ochs-Gesellschaft in Basel, die ebenfalls Markus Kutter als Initiator hatte. Seine Bombe besass eine lange Lunte, aber jetzt hatte sie gezündet.

Wer nun vermutete, Markus Kutter werde die Hände in den Schoss legen, täuschte sich sehr. Zwar hatte sich Zschokke nicht als der erhoffte Revolutionär erwiesen, aber immerhin als ein hervorragender Beobachter seiner Epoche, ein glänzender Geschichtenerzähler, und diesen zu ergründen, nahm Markus Kutter sich als nächstes vor. Wo immer man den Finger auf die Karte der Schweizer Geschichte zwischen 1798 und 1848 legt: Zschokke ist präsent, beschreibend, kommentierend, agierend. Die Fülle seiner Tätigkeiten und seines schriftstellerischen Werks lässt den Stoff so schnell nicht ausgehen. Markus Kutter las sich quer durch das ganze Werk, stiess immer wieder auf Trouvaillen, war fasziniert von dem klugen Kopf, der moderner war, weiter dachte als die meisten Zeitgenossen, und angetan von dem grossen Propagandisten und Populisten, der, wie kaum ein anderer, dem Volk seine Ideen und dem Ausland die Schweiz nahe brachte.

Er entdeckte und beschrieb Zschokke als „ersten Zeitungsmacher der Schweiz“ – so formulierte er es für einen Artikel, der für die „Weltwoche“ bestimmt war –, als „Prototyp des liberalen Bürgertums“ (in einem Artikel für die „Schweizerischen Monatshefte“) und als Briefpartner des Habsburger Erzherzogs Johann im 78-seitigen Aufsatz „Erzherzog Johann schreibt einen Brief, erobert die Festung Hüningen und wird von Basel gefeiert“. Keiner dieser Beiträge wurde je veröffentlicht.

Markus Kutter fand sich damit ab, bei Verlegern und Zeitungsredakteuren abzublitzen. Er eröffnete eine Webseite, die er „Wortlager“ nannte, um dort seine Gedankenblitze, unveröffentlichten Essays und Gedichte aufzubewahren, auf dass jeder und jede sie lesen könne. Mit seinen Regio-Geschichten um skurrile Persönlichkeiten aus Basel und der weiteren Umgebung ging er auf Tournee, las vor, wann und wo man ihn darum bat, so im März 2005 (vor halbleeren Reihen) im Literatur-Apéro in der „Blumenhalde“ in Aarau oder noch eine

Woche vor seinem Tod bei einer Firma in Basel.

Markus Kutter war, obwohl immer noch aktiv, lesend und schreibend, Einfälle, Ent- und Einwürfe produzierend, im Basler Verfassungsrat oder anderswo, zu einem lebenden Denkmal geworden. Der Basler Schriftsteller Hansjörg Schneider bannte ihn in einen seiner Romane um Kriminalkommissär Hunkeler und liess ihn an einer Abdankungsfeier hinten in der Kirche sitzen und allmählich einnicken.



Markus Kutter in Aarau im März 2005

Und nun ist er selber tot. Der letzte Verfasser der Schrift „achtung: Die Schweiz!“, die 1954 das Bürgertum auf die Palme brachte, ist am 26. Juli 2005 in Basel an einer Gehirnblutung gestorben. Die beiden Mitstreiter, Max Frisch und Luzius Burckhardt, sind ihm vorausgegangen.

Was wäre die Schweiz, was wäre unser Kulturleben ohne unkonventionelle Ideengeber, ohne aufmüpfige Querdenker vom Schlag eines Zschokke oder Kutter? Auf jeden Fall ärmer. Wir werden ihn als unseren Mitgründer, Anreger und Freund in liebevoller Erinnerung lebendig bewahren.

Werner Ort

*Markus Kutters Sammlung „Wortlager“ im Internet für Interessierte zum Nachdenken und Mitlesen: <http://www.markuskutter.ch>*

# Markus Kutter: Auch eine Art von Schweizerreise

## Zu Heinrich Zschokkes „Die klassischen Stellen der Schweiz“

**D**er Karlsruher Kunst- und Buchhandlung Wilhelm Creuzbauer, ein auf Illustrationen mit Stahlstichen in englischer Manier spezialisierter Verleger, suchte einen Autor, um ein Buch mit Stichen aus der Schweiz zu kommentieren. Es gab zwar schon einige Reiseführer und sehr viele Beschreibungen der Schweiz, aber keine war umfassend bebildet. Zschokke, dessen fürsorgliches Vorausdenken bei der Berufswahl seiner Söhne bekannt ist, suchte seinerseits für seinen zeichnerisch begabten Alexander (1811–1859) eine Stelle, die auch fruchtbar für dessen Weiterbildung wäre. Wir wissen nicht, wer den Anstoss gab; wir wissen nur, dass der Kontakt 1833 zustande kam und Alexander Zschokke im März 1835 bei Creuzbauer als Stahlstecher eingestellt wurde. Als er 1837 zur Absolvierung des Militärdienstes nach Aarau zurückkehrte, war das Werk seines Vaters gerade auf dem Markt: *Die klassischen Stellen der Schweiz*.

### Was für ein Werk?

Der vollständige Titel lautet: „Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Originalansichten dargestellt, gezeichnet von Gust. Adolph Müller, auf Stahl gestochen von Henry Winkles und den besten englischen Künstlern. Mit Erläuterungen von Heinrich Zschokke. 2 Bde., Karlsruhe und Leipzig, Kunstverlag, 1836 und 1838.“ Das Buch erschien im Format von 18 auf 26,5 cm, hat 423 Seiten auf relativ dünnem und 86 Abbildungen auf wesentlich steiferem Papier.

Ein paar Briefe Zschokkes an Creuzbauer lassen uns in seine Schreibwerkstatt blicken. So schrieb er ihm am 1. Mai 1833:

*„Durch meinen letzten Brief, glaub ich Sie, mein verehrtester Herr, in Betreff Ihres Unternehmens, in so weit beruhigt zu haben, dass ich Ihnen versprach, mich desselben mit Liebe anzunehmen. Sie sicherten mir seitdem ein erhöhtes Honorar von sechs Louisd'ors für den gedruckten Bogen zu. Ich nehme dieses von Ihrer Seite ebenso loyale, als gütige Anerbieten mit Dank an, und kann Ihnen diesen auf keine Weise besser, als durch das Versprechen leisten, dass ich die Schilderung der classischen Stellen des Schweizerlandes zur schriftstelleri-*

*schen Hauptarbeit der nächsten Jahre machen, anderes beseitigen und diesem so angehören werde, dass Sie meinerseits nie durch mich in Ihrem Unternehmen verzögert seyn sollen, andererseits ich dadurch meinem Vaterlande, diesem schönen Wundergarten Europens, ein nicht ganz unwürdiges Denkmahl der Liebe zu stiften hoffe.“*

Die hohe Summe, die Creuzbauer ihm zu geben bereit war, kam Zschokke sehr gelegen, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass dieses Angebot für ihn, der Verlegeranfragen sonst abschlägig beantwortete, den Ausschlag gab. Seit er 1829 als Oberforst- und Berginspektor aus dem Staatsdienst ausgeschieden war, lebten er und seine Familie fast ausschliesslich von Honoraren seiner früheren Werke, die Sauerländer immer wieder neu auflegte. Das brachte ihn später in eine finanziell prekäre Lage, als er allen Söhnen die bestmögliche Ausbildung angedeihen lassen wollte. Alexander hatte das Kupferstechen und Holzschneiden bei den besten Künstlern: Johann Jakob Lips in Zürich und Samuel Amsler in München, darauf das Lithographieren bei Engelmann in Mülhausen gelernt.

Derselbe Brief zeigt auch, wie Zschokke sich sorgfältige Gedanken über den Aufbau der geplanten Schrift machte: *„Lange schien mir die geschichtliche Folge die zweckmässigste; Windisch, Wifflisburg, die Ruinen von Schloss Baden, und die Trümmern in den Gärten von Augst, – dann Kloster Einsiedeln, Habsburg u.s.w.“*

Das heisst, dass Zschokke chronologisch vorgehen wollte, also bei den archäologisch ältesten Orten der Schweiz zu beginnen gedachte, sich nachher in das Mittelalter und die folgenden Zeiten hineinschreiben würde. *„Allein ich bin davon wieder zurückgestanden.“* Denn dann hätte der Zeichner, der für die Aufnahme der schönsten Szenen in die Schweiz geschickt wurde, zu viele Kreuz- und Querreisen machen müssen, da Creuzbauer erwartete, dass Zschokke die neu geschaffenen Illustrationen laufend kommentierte.

*„Es ist also, wie mirs scheint, zweckmässiger, die 22 Kantone der Schweiz einzeln für sich zu nehmen, aus jedem derselben einige der berühmtesten Stellen oder interressantesten Ansichten zu geben und zur Verlebendi-*

gung des Bildes das beizufügen, was die höchste Kunst eines frommalschen Grabstichels nicht aussprechen kann.“

Zschokke bat, dass der Künstler bei ihm vorbeikommen solle, um die Reiseroute zu besprechen. Am besten käme er über Basel, so dass er im Vorbeizug die Häusergruppe von St. Jakob und die Aussicht vom Bruderholz skizzieren könne; dann solle er das Städtchen Liesetal oder einen Garten in Basel-Augst aufnehmen; eine Zeichnung des Münsters würde Zschokke sich ebenfalls gern gefallen lassen.

In einem Brief vom 29. Mai 1833 teilte Zschokke Creuzbauer mit, Gustav Adolph Müller, der Künstler, sei wie verabredet bei ihm eingetroffen und habe die gewünschten Stellen in Basel gezeichnet. Er werde nun die östliche Hälfte der Schweiz bereisen, um mit den 50 bis 60 Themen zu beginnen. *„Unterdessen will ich mich vorläufig diesen Sommer an die Schilderung der Städte und einzelner mir wohlbekannteren klassischen Stellen machen. Aber nothwendig wird mir immer seyn, eine Zeichnung oder ersten Abdruck des Bildes vor Augen zu haben, um die Gegenstände darin zu erklären.“*

Das Werk sollte in einzelnen Lieferungen ausgegeben werden, für jeden Kanton ein Heft, und Creuzbauer hoffte auf den Sammeltrieb der Leserschaft, sich alle Teile zu kaufen und als Buch binden zu lassen. *„Bei der Ankündigung aber sollten dann auch die Namen der Gegenstände angegeben seyn, welche erst dem Titel Bedeutsamkeit geben würden.“* Unter Gegenständen verstand Zschokke die jeweils ausgewählten Örtlichkeiten, Gebäude oder Merkwürdigkeiten.

Creuzbauer änderte seinen Plan. Er wünschte jetzt mehr Text, einen Bogen (acht Seiten) zu jeder Ansicht, statt nur einem Bogen für den ganzen Kanton. Zschokke machte Einwände (Brief vom 13. Januar 1834), da er seine Aufgabe darin sah, die Abbildungen zu erläutern. Das Doppelte oder gar Vierfache an Text für ein Bild zu liefern, fühle er sich ausserstande. Zudem werde das Werk zu voluminös und zu teuer. Wolle Creuzbauer hingegen die Zahl der Abbildungen auf zwei pro Kanton reduzieren, dann werde man dem Titel, die Hauptorte der Schweiz darzustellen, nicht mehr gerecht. Wie sollte man zum Beispiel die Kantone Graubünden oder Bern an nur zwei Bildern erklären? *„Allenfalls, wenn Sie auf mehr Text bestehn und ihn sich zuträglich finden, kann ich mich dazu verstehn, zu jedem Heft zwei Bogen Text zu bearbeiten; davon*

würde der eine gleichsam die Physiognomik, oder den Überblick eines ganzen Kantons gewähren, der andre aber die vier Ansichten desselben Kantons erläutern.“



Auf dieser Basis konnte man sich einigen. Zschokke beschrieb also jetzt nicht mehr nur die Illustrationen, sondern auf seine ihm eigene Weise den ganzen Kanton. In weiteren Briefen vom 5. Mai 1834, vom 6. April und vom 24. Juli 1835 sowie vom 14. November 1836 sehen wir Zschokke fleissig mit der Korrektur der Fahnenabzüge beschäftigt. Das letzte Kapitel, das wissen wir aus dem Brief Zschokkes an seinen Sohn Julius Zschokke vom 13.-16. Oktober 1837, wurde zu diesem Zeitpunkt gerade fertiggestellt.

### Der Widerstreit der Konzepte

Bei der Lektüre merkt man bald, dass „Die klassischen Stellen der Schweiz“ als Werk aus der Feder Zschokkes nicht einer festgelegten Vorstellung folgen, sondern dass die Art und Weise, wie er es schrieb, bewusst oder unbewusst ganz verschiedene Konzepte aufrief. Die Ausgangslage definierte sich so: vier Bilder pro Kanton, was auf 22 Kantone umgerechnet 88 Bilder ausmachte, pro Bild einen zuerst kürzeren, dann länger Text. Aber schon diese Zahlen-Ordnung wurde gestört: Im schliesslich publizierten Band bekam der Kanton Bern mit acht Unterkapiteln am meisten Bilder, die Kantone Wallis und Schwyz brachten es auf sieben, für weitere Kantone gab es zwischen sechs und drei; am bescheidensten mit zwei

oder drei wurden die Kantone Zug, Luzern, Thurgau, Schaffhausen, Genf, Solothurn und – überraschenderweise – der Kanton Zürich bedacht. Ob daran die Laune des herumreisenden Zeichners beteiligt war, ob einzelne Stahlstiche der zugrunde liegenden Zeichnung nicht genügten, oder ob sich der Arbeitseifer Zschokkes über die Jahre erschöpfte, wissen wir nicht.

Nach welchen Kriterien und Überlegungen Zschokke einzelne Örtlichkeiten auswählte, eben die klassischen Stellen, kann verbindlich auch nicht gesagt werden. Dass aber die Produktion des herumreisenden Zeichners eine wichtige Rolle spielte, lässt sich aus mehr als einer Bemerkung ablesen. Zschokke realisiert natürlich, dass der grosse Kanton Zürich mit nur zwei Unterkapiteln und nur einem Bild am Ende der Publikation schlecht wegkommt. Er muss das entschuldigen:

*„Allein, wie in der Welt oft genug das grösste Verdienst vom Spiel und Muthwillen des Zufalls überwogen wird, so geschah es auch hier. Ich folgte nur den Schritten des zeichnenden Künstlers von Kanton zu Kanton, und wohin er ging, trat ich, als getreuer Cicerone, in seine Fussstapfen“* (S. 390).



Sarner-Aa und Landenberg

Zschokke folgt nicht nur dem Zeichner, er kommentiert ihn auch gelegentlich (im Abschnitt über Sarnen): *„Indem der Künstler für die Ansicht des Hauptorts der kleinen obwaldner Republik seinen Standpunkt nicht am See wählte, an dessen Ufern der städtisch gebaute Flecken ruht, sondern da, wo der Aastrom dem weiten Wasserbecken schon entflossen ist, wollte er uns wahrscheinlich den romantisch-ideyllischen Ton der ganzen Landschaft geben“* (S. 100).

Zschokke geht noch weiter, er interpretiert den Zeichner: *„Der Künstler, welcher in diesen Blättern eine Ansicht vom Innern des Fleckens Stans giebt, scheint ironisch auf die seltsame Macht der Frömmigkeit und auf den Talisman*

*von Religion und Vaterland hingedeutet zu haben“* (S. 107). Das betraf die katholische Prozession mit den knienden Frauen vor dem Denkmal des Arnold von Winkelried. Wie Zschokke sich den Kanton Bern vornimmt, den damals grössten, bevölkerungsreichsten und auch politisch gewichtigsten der Eidgenossenschaft, kommen ihm Zweifel über seine eigene Rolle: *„Wer lediglich des Berufs ist, bei einigen hübschen Schweizerbildern, als Erklärer zu dienen, muss in keine geringe Verlegenheit gerathen ...“* (S. 302), da er angesichts der Überfülle von klassischen Stellen auf Bernerboden nicht wisse, welche er auswählen solle.



Stans mit Winkelried-Denkmal und Prozession

Die Verlegenheit, in die er gerät, wird zum Unwillen, und plötzlich bricht der Entschluss durch, nicht mehr länger nur als Kommentator eines einzelnen Bildes zu amten. Bern und besonders das Berner Oberland, *„das am meisten von europäisch und amerikanischen ‚Touristen‘ durchstreift wird“* (S. 302), lassen sich schlecht auf Bildmotive reduzieren, und so wird das Unterkapitel „Thun“ zu einer Reise oder fast zu so etwas wie einem Vogelflug durch das ganze Oberland. Interlaken, Lauterbrunnen, die Jungfrau, Grindelwald, Kleine Scheidegg, das Haslital, Meiringen, die Grimsel, der Aletschgletscher und natürlich zahllose Berggipfel geben sich ihr Stelldichein in Zschokkes Text.

Nur Fremdenführer oder Cicerone will Zschokke nicht sein. Oder wenn, dann nicht als ein Begleiter durch blosse Landschaften. Ebenso wenig wollte er nur ein Kunst-, Architektur- oder Museumsführer sein. (Musik, Literatur, Architektur und die Wissenschaften spielen übrigens kaum eine Rolle in seinem Text.)

Was er manchmal offenherzig deklariert, manchmal unterschwellig anstrebt, lässt sich wiederum im Kapitel über Bern nachlesen. Nachdem er die Bedeutung und Vielfalt der Republik Bern angerufen und sich auch Re-

chenschaft gegeben hat, warum dieser Staat so oft als ein Venedig der Alpen bezeichnet wird, fährt er weiter: „*Statt also Vielgeschildertes wieder zu schildern, mag mir erlaubt seyn, ihre fünf-hundertjährige nicht uninteressante Lebensgeschichte etwa in hundert Zeilen zusammenzudrängen*“ (S. 303).

Das versucht er dann redlich, aber der Vorsatz entgleist, da diese Kurzfassung der Berner Geschichte bei Zschokke am Schluss doppelt so lang wird, nämlich 211 Zeilen. Das ist weiter nicht von Belang, aber Zschokke gibt in dieser Zusammenfassung zu erkennen, dass er sich in einem entscheidenden Sinn als Historienführer betrachtet. Deutlicher gesagt: Der Leser seines Buches, der sich vielleicht der vielen Stiche wegen zum Kauf verführen liess, soll in der Lektüre geschichtsbewusst werden. Er soll begreifen, dass die Differenziertheit und Vielgestaltigkeit der Schweiz nicht nur durch die Landschaft oder vom Klima bedingt sind, sondern dass hier die Geschichte mitgewirkt hat. Eben nicht die Geschichte der Schweiz, sondern die Geschichte dieser 22 Kantone, die Zschokke eindeutig als selbständige Staaten und sogar Völker begreift.

Wo hört Geschichte auf, und wo beginnt die Gegenwart? 1837, da Zschokke die letzten Zeilen schreibt, ist er 66 Jahre alt. Seine Entwicklung hat ihn als Schuldirektor aus Graubünden in eine prominente Rolle als Statthalter in der Helvetischen Republik gebracht, dann wurde er im Kanton Aargau Zeitungsherausgeber, Forstbeamter, Grossrat und politischer Publizist, ein auflagestarker Schriftsteller und ein Freund oder Briefpartner internationaler Prominenz. Sein Demokratieverständnis fand sich bestätigt durch die Folgen, die die Pariser Julirevolution in der Schweiz auslöste. Also war geschichtliche Gegenwart für ihn eben auch die Helvetische Republik, die napoleonischen Kriege, die Mediation von 1803 und der neue Bundesvertrag von 1815, die Schikanen der Restauration und der Befreiungsschlag der neuen Kantonsverfassungen um 1830. Geschichte und Politik gehen nahtlos ineinander über, der Führer zu den klassischen Stellen der Schweiz kippt unversehens ins politische Manifest.

Da muss man sich nicht wundern, wenn der sonst differenzierte und umsichtige Zschokke gelegentlich höchst vereinfachende Positionen einnimmt, die ihm seine eigene politische Vergangenheit diktiert. Er muss zudem für den deutschen oder österreichischen Leser die Struktur dieser Schweiz klar machen:

*„Ein Volk von zwei Millionen Seelen lebt in 22 unabhängigen Staaten, von ungleicher Grösse, getrennt. Sie wurden bisher durch nichts, als einen lockern und zweideutigen Vertrag zusammengehalten. Hier kennt man keine gemeinsame Bundesregierung, sondern unter dem Namen ‚Vorort‘ führt eine der Regierungen, von Bern oder Zürich oder Luzern, zwei-jährigwechselnd, in allgemeinen Angelegenheiten den diplomatischen Briefverkehr mit dem Auslande und den höchsten Behörden der Kantone. Erst was die meisten von diesen letztern bewilligen, darf der Vorort vollstrecken“* (S. 15 f.).

Im Europa nach 1830 war diese schweizerische Staatsform singulär, wenn nicht sogar kurios: *„Einen festern Verband Aller zu einem kraftvollen, grossen Ganzen zu knüpfen, zeigten die Wenigsten dieser kleinen Republiken Geneigtheit. Auch nur den geringsten Theil ihrer hoheitlichen Selbstständigkeit zu opfern, scheint ihnen zuviel. Daher Schwanken und Ohnmacht Aller, und immer unter ihnen genährter Unfriede“* (S. 16).

Sichtbar wird, dass Zschokke mit dem politischen Zustand seines Landes wenig zufrieden ist. Er ist es noch weniger, wenn er bei der Betrachtung einzelner Kantone Zustände entdeckt, die sein Verfassungsdenken verletzen. Bei der Schilderung der Verhältnisse im Kanton Uri stellt er fest: *„An Trennung der Staatsgewalten aber ist da nicht zu denken. Die obern Beamten sind zugleich Regenten, Gesetzgeber und Richter, und können allen ihren Einfluss durch alle Verzweigungen des Staatslebens geltend machen“* (S. 57).

Ein Staat, der sich um Montesquieus Gewaltentrennung nicht kümmert oder drückt, ist für Zschokke nicht annehmbar. Er ist es auch nicht ohne Rechtsgleichheit und ohne Volkssouveränität, die in regelmässigen Wahlen zum Ausdruck kommt. Patrizische oder gar aristokratische Verhältnisse oder deren Überbleibsel finden in Zschokkes Augen keine Gnade.

Einen noch intransigenteren Zschokke finden wir in religiösen Dingen. Dem reformierten Theologen und Aufklärer sind katholische Gemeinwesen besonders dann verdächtig, wenn sie wirtschaftlich, kulturell und bildungsmässig zurückliegen. Er lobt die im Endresultat reinigende Wirkung der helvetischen Staatsumwälzung, fährt dann aber fort: *„Allein in den kleineren Alpenkantonen, besonders in denen des katholischen Glaubens, blieb man zu Verbesserungen des Staats und seiner Anstalten untätig und selbst unfähig“* (S. 57). Über

die Nidwaldner schreibt er: „*Das Volk ist im Allgemeinen ernst, fast düster; die Mehrheit der Landleute nur mässig bemittelt; wie gewöhnlich in Hirtenländern, zum müssigen Leben geneigt; aber kirchlich-religiös und unwissend nebenbei*“ (S. 105).

Für Zschokke geht es ja nicht um den konfessionellen Unterschied an sich, sondern um die gesellschaftlichen Differenzen, die ihn begleiten. So ist im Kapitel über Appenzell nachzulesen: „*Wie überhaupt in der Schweiz, ist auch im Appenzeller Ländchen der Abstand der reformirten und katholischen Gegenden auffallend*“ (S. 165).

Ausserrhoden sei wohlhabend, ordentlich, sauber, die Fenster seien hell, die Wiesen, Äcker und Gärten gepflegt, die Dörfer zierlich, die Schulen und Bildungsanstalten von Jahr zu Jahr besser. Innerrhoden hingegen habe wohl Mutterwitz, sei aber bildungslos und unwissend, ohne Sinn für bessere Schuleinrichtungen, deren Leitung einer altfrommen Geistlichkeit übertragen sei, die meistens selber ohne wissenschaftliche Bildung sei. Die Dörfer und die Leute seien ärmlich und dürftig, überall treffe man auf Bettler.



TROGEN

Trogen, Hauptort von Appenzell-Ausserrhoden

### Dem Schreiber über die Schulter geschaut

Man möchte den eigentlichen Schreibvorgang Zschokkes noch etwas schärfer ins Auge fassen. Eine ganz einfache Frage lautet: Hat er die beschriebenen klassischen Stellen der Schweiz alle noch einmal besucht, in der Absicht, dieses Buch zu schreiben? Mit dem Auto wäre das heutzutage problemlos, freilich immer noch aufwändig genug. Wie aber war das in der Mitte der dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts, wo es noch keine Eisenbahnen gab und das modernste Transportmittel das Dampfschiff auf dem Genfersee war? Gewiss existierten in der Schweiz zahlreiche Postverbindungen, deren Kutschen relativ gut aufeinander abgestimmt waren. Aber viele klassische Stellen, die

Zschokke beschreibt, waren ohne öffentlichen Verkehr, so etwa die Rigi oder das Wildkirchlein im Säntismassiv. Einzelne Kantone kannte Zschokke besser als andere; in Graubünden hatte er eine Zeitlang gelebt, in Nidwalden und im Tessin als Regierungskommissär gewirkt und in Basel war er als Statthalter installiert worden. Den Aargau kannte er als seinen Wohn- und Heimkanton und von seiner Tätigkeit als Forstmann besonders gut. Also konnte er auf einen neuerlichen Besuch verzichten

An vielen Stellen tritt Zschokke in der Ich-Form auf. Wir dürfen annehmen, dass er die Rolle als aktiver Besucher der klassischen Stelle nicht einfach erfunden hat, sondern er tatsächlich manchmal zu Pferd und noch häufiger zu Fuss die betreffende Örtlichkeit besuchte. Er gibt auch viele Bemerkungen über die aufgewendete Mühe oder die Steilheit des Weges und Schilderungen der jeweiligen Aussicht. Es werden nicht 22 verschiedene Reisen gewesen sein, aber sicher mehrere, und das war von Aarau aus ohne erheblichen Aufwand nicht möglich.

Die Organisation von Reisen innerhalb der Schweiz war damals nicht einfach. Man musste zum einen herausfinden, welches der praktischste und kürzeste Weg von A nach B war und mit welchem Zeitaufwand man rechnen musste. Da das Reisetempo zu Fuss, zu Pferd oder in der Kutsche sehr unterschiedlich war, wurden Distanzen in der Regel in Wegstunden gemessen, berechnet nach Fussmärschen.

Von Markus Lutz, dem Pfarrer in Läufelfingen, lag seit 1822 ein „Geographisch-statistisches Handlexikon für Reisende und Geschäftsmänner“ vor, in dem alle Kantone, Bezirke und Kreise, ferner alle Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser und Klöster nebst Bergen, Täler, Seen und Flüssen verzeichnet waren, mit einem „Wegweiser durch die ganze Schweizerische Eidgenossenschaft. Sammt Nachrichten für Reisende über Postenlauf, Geldeswerth und Gasthöfe in den Hauptorten der Schweiz“, der neben den genauen Entfernungen die Nebenwege, Abkürzungen, Wirtshäuser usw. umfasst. Von Aarau nach Basel, liest man, seien es über Olten 10, über die Staffelegg 9 und über die Schafmatt 8 ½ Wegstunden, wobei der Weg bis Oltingen „nur für Fussgänger, aber nicht beschwerlich“ sei.

Nun war Zschokke um diese Zeit schon ein viel erfahrener, sogar berühmter Mann. Er hatte wenig Mühe, überall kompetente Gesprächspartner zu finden, die ihn mit Details vertraut machten, falls er nicht überhaupt in

seinen Erinnerungen kramte. Figuren aus dem Bekanntenkreis treten auf, ein grossen Kreis schon gestorbener oder noch lebender Freunde und Bekannte. Diese Schweiz, deren Eigenheiten er in den verschiedensten Winkeln und Falten nachspürt, ist auch in den Menschen seine ihm vertraute Heimat. So spricht er über sein Verhältnis zu den französischen Generälen aus dem Jahr 1799, erwähnt Heinrich Pestalozzi, Johannes von Müller, Karl Viktor von Bonstetten, Madame de Staël, den grossen Bekanntenkreis in Genf, Louis Philippe von Orléans, so gut wie den Prinzen Louis Napoleon, den Polen Tadeus Kosciuszko und Aloys Reding – Namen, die sich für Leser von 1837 zu einem eindrucksvollen Panorama fügten.

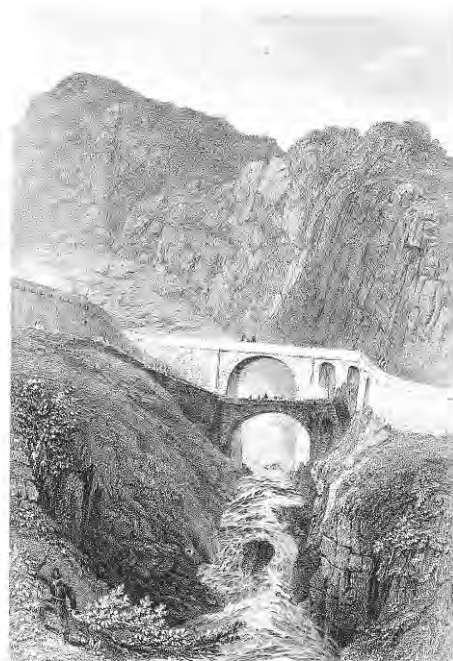
Zschokke scheut sich nicht, persönlich erlebte Anekdoten einzustreuen. Im Zusammenhang mit der Meinrad-Legende von Einsiedeln, in der zwei Raben den Mörder Meinrads verfolgten, erzählt Zschokke die Geschichte von Enkeln eines Bekannten, die, vom Hochwasser der Emme überrascht, sich auf ein schwimmendes Wagenrad retten konnten, worauf flatternde und krächzende Raben die Leute im benachbarten Bauernhaus auf das Unglück aufmerksam machten (S. 91).

Oder er berichtet vom appenzellischen Bauern-Landammann Gerhard Zürcher, der einen Patrizier bei sich im Schurzfell empfing und dabei von diesem herablassend behandelt wurde. *„Mit wem wollt Ihr denn eigentlich reden?“* fragte er den Besucher. *„Mit dem Bauer Gebhard Zürcher oder mit dem Landammann von Appenzell?“* – *„Natürlich mit dem Landammann!“* – *„So nehmt den Filz ab“*, sagte er, *„und traget mir Eure Sache vor, von der der Landammann nichts gehört hat, weil Ihr sie nur Eures Gleichen, dem Bauer, erzählt habt“*“ (S. 168).

Oder vom Grindelwaldner Wirt Christian Bohren, der anno 1787 rund 20 Meter tief in eine Gletscherspalte stürzte und sich mit gebrochenem Arm nur dadurch rettete, dass er die Rinne des abfliessenden Gletscherwassers fand und sich bis ans Tageslicht durchrobben konnte.

Solche Anekdoten vermischen sich bei Zschokke schnell einmal mit seinen persönlichen Erlebnissen. Als 1799 im Krieg zwischen den Österreichern und Franzosen Suworow mit mehr als 20'000 Russen vom Kanton Uri den Weg über die Alpen in den Kanton Glarus suchten, wirkte Zschokke als Regierungskommissär in den Urkantonen und hatte engen Kontakt mit den französischen Generälen Loi-

son und Lecourbe. Darüber berichtet er so freimütig wie über die Begegnung mit Pestalozzi in Stans.



DIE TEUFELSBRÜCKE

Die Teufelsbrücke über die Schöllenen

Stellenweise wird Zschokkes Reise durch die Schweiz zu einem Erlebnis- und Rechenschaftsbericht. Das besonders dort, wo er in amtlichen Funktionen entscheidende Dinge zu bewirken hatte.

Im Kapitel über das Tessin ist zu lesen: *„Es war mehr denn ein Jahr nach den blutigen Ereignissen, als ich (im Juny 1800), mit proconsularischer Gewalt ausgestattet, von der helvetischen Regierung in diese Gegenden gesandt wurde, sie verfassungsmässig, als zwei Kantone, Bellinzona und Lugano, zu organisiren“* (S. 229).

Dass Zschokke die politischen Ereignisse aus der Zeit, als er dieses Buch schrieb, ebenfalls auftreten lässt, überrascht nicht. Die Badener Artikel, die zu einem engeren Zusammenschluss der freisinnigen Kantone führten, finden sich ebenso erwähnt wie der Sarner Bund der konservativen Kantone, einem Vorläufer des späteren Sonderbundes.

Über die damalige Schweiz sind viele Dinge nachzulesen, die sonst gerne übersehen werden. Was für eine Rolle spielte der Kretinismus, eine Art Demenz, oft verbunden mit Wasserköpfen (S. 237)? Wo fanden sich in der Schweiz intakte Wiedertäufer-Gemeinschaften (S. 323)? Mit welchen Problemen konfrontierte das fahrende Volk, also die Jenischen, die kantonalen Regierungen (S. 284)? Welche Wan-

derschaft tritt eine auf einem Gletscher gebaute Hütte an, wenn sie mit dem Gletscher talabwärts rutscht (S. 318)?

### **Eine Propaganda-Schrift?**

„Die klassischen Stellen der Schweiz“ ist ein Sammelsurium: Touristische Empfehlungen, Landschaftsschilderungen, historische Fakten, Kuriositäten, persönliche Erinnerungen, politische Urteile, besondere Vorlieben und gewiss auch Launen wirken zusammen und bilden ein Konglomerat, das die Abbildungen zum Teil überhaupt nicht mehr rechtfertigen. Der Leser von heute weiss gelegentlich nicht, mit welcher Art von Text er hier konfrontiert ist.

Aber worauf Zschokke hinaus will, lässt sich nachlesen. Es gibt über den Kanton Zürich eine Stelle, die sich sinngemäss auf seine Sicht der ganzen Schweiz übertragen lässt: *„Wenn Staatsmänner, oder die doch dergleichen werden wollen, ihre Schweizerreisen nicht bloss als Lustparthie, von Gasthof zu Gasthof, machen und nebenbei, in Verdauungsstunden, blos den Schönheitswechsel der Gebirgslandschaften in den Kauf nehmen mögen: sondern wenn sie geneigt wären, ihre Kunst, statt aus Collegienheften und Büchern, lieber aus dem Studium der Wirklichkeit bei einem glücklichen Volke zu erlernen, würde ich ihnen den Kanton Zürich empfehlen“* (S. 397). Zürich als erhelltester Kanton, als schönste und stolzeste Verkörperung dessen, was die ganze Schweiz auszeichnete oder auszeichnen sollte.

Über 423 Seiten und 86 Stahlstiche legt ein historisch und politisch versierter Mann ein Buch über ein Land vor, das seine Zeitgenossen und wir Spätgeborenen als so etwas wie eine Propagandaschrift für die Schweiz verstehen können – eine besonders kluge Propaganda insofern, als auch die düsteren Seiten Erwähnung finden.

Es kommt noch etwas dazu, das für das Verständnis dieses Landes unverzichtbar ist. Im Schlusskapitel, in einem Rückblick auf das ganze Werk, schreibt Zschokke: *„Die Schweiz selber ist das bunteste, grossartigste Gemenge von Seltsamkeiten, wie sie die Hand der Natur, oder das Schicksal der Menschheit, irgend hervorgebracht haben mag. Oder wo kann Europa, in seiner ganzen Länge und Breite, ein kleines Land von 800 bis 900 Geviertmeilen aufzeigen, in welchem, neben einander, und scharf von einander abstechend, solches Bunterlei von Naturgebilden und klimatischen Wirkungen, von Völkertrümmern, Sprachen,*

*Religionen, Gesittungsstufen, Staatseinrichtungen und Lebensarten besteht?“* (S. 409).

Es ist das Lob der Kleinräumigkeit, die nicht vielfältig genug sein kann. *„Man sollte fast schwören, hier, zwischen Alpen und Jura, wären, als in einem grossen welthistorischen Raritätenkabinet, die Kulturstände aller europäischen Zeitalter aufbewahrt, vom Höhlenbewohner herab bis zum Sybariten in seinem üppigen Pallast“* (S. 409).

Von dieser Vielfalt in der Kleinräumigkeit, also Vielfalt der Landschaften, des Klimas, der Sprachen, der Beschäftigungen etc. ist noch heute die Rede, wenn Schweizer die Schweiz schildern; Zschokke hat so etwas wie einen Topos geschaffen oder verstärkt. Wir spüren noch immer die Neigung, die Schweiz so zu begreifen, wie Zschokke sie begriffen hat. Allerdings mit einem gewichtigen Unterschied: Für ihn war die Schweiz ein Land im Aufbruch. Es war das Land, das die Fesseln der Restauration abzustreifen gewillt war und mit zum Teil revolutionären Bewegungen in den einzelnen Kantonen die Volksrechte erweiterte. Es war ein Bündnis von Miniaturstaaten, deren Bürger zu verstehen begannen, dass das Heil dieses Staatenbundes nur darin liegen konnte, zum Bundesstaat zu werden.

Wo immer eine einzelne Kantongeschichte Zschokke Anlass gab, über die Veränderungen nach 1830 zu berichten, benutzte er sie. Denn wer sich auf die touristische Reise durch die 22 Kantone der Schweiz begeben wollet, musste sich diese republikanische, demokratische und liberale Lektion gefallen lassen.

Woher Zschokke seine Zahlenangaben bezog (die mit denen von Lutz oft nicht übereinstimmen), ist schwer zu sagen. Dass er aber historische, touristische, völkerpsychologische, ökonomische, statistische und landschaftliche Elemente auf eine neue Weise zu verknüpfen verstand, zeichnet ihn als einen Autor aus, der andere Wege zu beschreiten wagte. Das Bild der Schweiz, wie es in seinem Buch zum Vorschein kommt, ist heute noch teilweise vorhanden, auf jeden Fall erspürbar.

Dass die Schweizerinnen und Schweizer ihr Land nach einem Muster aus der Biedermeierzeit begreifen, ist, wie Zschokke sagen würde, eine weitere Seltsamkeit dieser Nation.

*(Abb. und Zitate aus: Die Klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Originalansichten dargestellt. Ausgaben 1836-1838 und 1842, Neudruck Dortmund 1978.)*



## Zschokke-Drama als Vorgabe für Kleists „Zerbrochenen Krug“?

**B**ekanntlich basiert Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ auf einem Kupferstich von Jean Jacques le Veau, „Le juge ou la cruche cassée“, der in Zschokkes Zimmer an der Gerechtigkeitsgasse in Bern hing. Ludwig Wieland, Sohn des Weimarer Dichters, Heinrich von Kleist und Zschokke trafen sich im Winter 1801/02 hier zu einem poetischen Wettkampf. Kleist schrieb ein Lustspiel, Wieland eine Satire und Zschokke eine Erzählung. Kleists Beitrag trug den ersten Preis davon, wie Zschokke freimütig zugab.<sup>1</sup>

Nicht untersucht wurde bisher, ob Zschokke noch ganz anders auf dieses vielleicht bedeutendste Lustspiel der klassischen deutschen Literatur Einfluss nahm. Tatsache ist, dass Kleist Zschokke im Dezember 1801 in Basel suchte und ihm, da er ihn dort nicht antraf, nach Bern nachreiste. Man hat darüber spekuliert, ob die beiden sich von früher kannten, als Zschokke Student und Privatdozent in Frankfurt an der Oder, Kleists Vaterstadt, war.<sup>2</sup> Belegen lässt es sich nicht. Aber auch wenn es so gewesen wäre, ergibt dies keinen hinreichenden Grund, wieso Kleist so erpicht darauf war, Zschokke zu sehen. Nicht die Person zog ihn an, sondern ihr Ruf.

Zschokke hatte bereits sechs Dramen veröffentlicht, die gleiche Anzahl zum Teil mehrbändiger Romane, einige Anthologien mit Essays und Erzählungen und zwei Reisebeschreibungen, Kleist – nichts. Darüber hinaus hatte Zschokke eine steile politische Karriere hinter sich, zuletzt als Regierungsstatthalter von Basel. Er befand sich für einen Zwischenaufenthalt in Bern, misstrauisch beäugt von den konservativen Machthabern, die fürchteten, dass er einen Umsturz plane. Zschokke unterhielt nämlich von der Hauptstadt aus regen Verkehr mit Anhängern der vor wenigen Monaten weggeputschten liberalen Regierung.

Ohne Zweifel bewunderte Kleist den sechs Jahre älteren, welterfahrenen, tüchtigen und erfolgreichen Landsmann, der in mancher Hinsicht das Gegenteil von ihm war. Wie aber schätzte er ihn als Dichterkollegen ein?

### Abällino, der grosse Bandit

Zschokkes philosophische, historische und utopische Romane waren anonym oder unter einem Pseudonym erschienen. Auch die Dramen trugen keinen Verfassernamen oder dann den Zusatz „vom Verfasser des Abällino“,

nach jenem populären Theaterstück, dem die *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* zubilligte, dass es ein Gewinn für die Bühne sei. „Der Dialog ist gut; die Charaktere haben Consistenz, und sind gut durchgeführt; der Knoten ist so geschürzt, daß man die Entwicklung, wenn auch auf eine ähnliche, doch nicht gerade auf diese Art vermuthet. Abällino's Charakter sticht mit Recht, als der Hauptcharakter, vor allen andern hervor. Er reißt mit sich fort, und erregt Interesse für sich; sey es, daß man ihn bald bewundern, bald verabscheuen muß.“<sup>3</sup>

In historischem Kleid – das Drama spielt im frühneuzeitlichen Venedig – wird mit einer Räubergeschichte, einer Verschwörung gegen die Regierung, einem geplanten Dogenmord und der überraschenden Entlarvung der Bösewichter der Geschmack der Zeit getroffen. Das Publikum war seit Schillers „*Räubern*“ und „*Kabale und Liebe*“ süchtig nach Intrigenspielen und Räuberpistolen, die abwechselnd Schauer, Entsetzen und Mitleid erregten. Dazu kam die Nähe der Französischen Revolution und ihrer Folgen. Die Lage war gespannt, kein Thron mehr sicher, die Geheimpolizei allgegenwärtig. Vielleicht schlich gerade jetzt ein Attentäter, den Dolch im Gewand, zum nächsten Tyrann?

Selbstverständlich kannte Kleist, wie alle anderen Theaterbegeisterten, den *Abällino* und wusste, dass Zschokke der Verfasser war.

### Charlotte Corday oder ...

Zschokke griff gern aktuelle politische Themen auf, die er gekonnt in Szene setzte. Aus dem Umfeld der Französischen Revolution stammen zwei weitere Dramen: *Charlotte Corday oder die Rebellion von Calvados* (1794) und *Der Freiheitsbaum* (1795 oder 1796). Wir können vermuten, dass die drei jungen Dichter in den langen Wintermonaten in Bern diese beiden Werke genauso debattierten und sezierten wie Kleists im Entstehen begriffenes Trauerspiel *Die Familie Schroffenstein*. Zschokke hatte keinen Grund, sich einer solchen Analyse zu entziehen oder die beiden Kinder seiner Feder zu verleugnen.

*Charlotte Corday* kann unter dem Gesichtspunkt der Bühnentauglichkeit als verunglückt gelten. Der zweite Teil des Titels, *die Rebellion von Calvados*, ist nebensächlich; die Charaktere sind, mit Ausnahme der Corday, hier keineswegs „gut durchgeführt“, sondern

blass und unbedeutend. Der Knoten ist schlecht geschürzt, denn der Ausgang, der Mord an Jean Paul Marat und die Verhaftung der Corday, stehen als historische Ereignisse ja von Anfang an fest. Marat, der Bösewicht und Widerpart, tritt erst im letzten Akt auf, als kranker, müder, von Vorahnungen gequälter Mann. Unerwartet taucht im vierten Akt auch Charlottes Bruder Robert auf, dessen angebliche Ermordung ein Hauptmotiv für das Attentat hätte sein sollen. Weshalb, fragt sich der Leser, fährt Charlotte jetzt nicht mit dem wiedergewonnenen Robert zu ihrem alten, kummervollen Vater nach Caen und lässt den kranken Marat in seiner Badewanne sitzen, wo der doch offenbar kein Unheil mehr anrichten kann?

Mit verschiedenen dramaturgischen Tricks versucht Zschokke, die Handlung in Gang zu halten; aber einiges wirkt an den Haaren herbeigezogen, anderes aufgesetzt; und wie sollte man das „Volksgetümmel“ im 2. Akt, die farbigste Szene im Stück, mit den begrenzten Mitteln des damaligen Theaters inszenieren? Man spürt, dass es Zschokke nur um eine Rechtfertigung und psychologische Studie der Corday zu tun war. Dazu hätte es freilich keines Dramas bedurft.

Dies könnten die Hauptpunkte der Diskussion gewesen sein, falls sich die drei Freunde überhaupt mit dem Stück auseinandersetzten. Zschokke, einzige Quelle für ihre Unterhaltung, schweigt sich darüber aus. Da er selber nicht viel von seiner dichterischen Begabung hielt, hätte solche Kritik ihn zu diesem Zeitpunkt aber kaum mehr getroffen. Er hatte gerade einen neuen Lebensabschnitt ins Auge gefasst, sammelte Material für seine politischen Memoiren, die *Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung*, schrieb den philosophisch abgeklärten Roman *Alamontade, der Galeeren-Sklav* und suchte nach einem Landgut in der Schweiz, um in Ruhe zu publizieren, naturwissenschaftliche Forschungen zu betreiben und als Landwirt tätig zu sein.

### **Der Freiheitsbaum**

Fast nebenbei schrieb Zschokke 1795 ein Lustspiel, von dem wir nicht wissen, ob es je aufgeführt wurde. Möglich ist es, wenn es auch als Einakter nicht abendfüllend war und deshalb nicht prominent auf den Theaterzetteln auftauchte. Obwohl auch hier die Autorschaft unzweifelhaft ist – der Zschokke-Biograf Carl Günther widmet ihm anderthalb Seiten<sup>4</sup> – stiftete Gerhard Steiner 1975 Verwirrung, als er in

seinem Buch *Jakobinerschauspiel und Jakobinertheater* das Stück dem Mainzer Jakobiner Nikolaus Müller zuordnete.<sup>5</sup> Holger Böning hat diesen Irrtum richtiggestellt.<sup>6</sup>

Zschokke selbst kommt ein einziges Mal darauf zu sprechen, in einem Brief an Andreas Gottfried Behrendsen: „’Der Freiheitsbaum’ war eine Farce für eine Familiengesellschaft, die ich doch auch ausspielen wollte. Ich verschenkte es an Apitz. Ob’s behagt, weiß ich nicht.“<sup>7</sup> Christian Ludwig Friedrich Apitz in Frankfurt/Oder verlegte neben dem *Abällino* auch Zschokkes Dissertation und seine Zeitschriften *Frankfurter Ephemeriden für deutsche Weltbürger* (1793) und *Litterarisches Pantheon* (1794).

Was für einige seiner besten Erzählungen gilt, trifft auch hier zu: Wenn Zschokke spontan und in einem Zug schreibt, wirkt er origineller und phantasievoller, als wenn er nachträglich an etwas herumfeilt und zusätzliche Elemente und Handlungsstränge einfügt. Seine überbordenden Einfälle, eine lebhaftere Phantasie, die Fähigkeit, den Alltag, das Denken und Fühlen des kleinen Mannes zu zeigen, sein Sinn für etwas derbe Komik, skurrile Gestalten und witzige Dialoge können sich frei entfalten.

Ort der Handlung ist ein deutsches Dorf an der französischen Grenze. Die Franzosen haben dem reichen Bauern Blum zwei Souvenirs hinterlassen: einen Freiheitsbaum direkt vor seinem Haus und einen Kuss auf den Lippen seiner Tochter Rikchen. Aus Ärger über beides fällt der in das Mädchen verliebte Gustel das Symbol der Revolution. Rikchen kommt dazu: „Gustel, um Gottes willen! weißt du nicht, daß Todesstrafe darauf gesetzt ist?“ Gustel (ohne sich im Schlagen stören zu lassen): „Mag’s doch! das alles ist die Strafe für den Kuß an der Gartentür. Hätte dich der Offizier nicht geküßt, so ließ ich den Baum stehen.“

Das ganze Stück findet an einem einzigen Morgen vor Blums Haus statt. Jetzt tritt Blum vor die Tür, in gleicher Absicht wie Gustel, aber aus anderen Motiven. Statt des verhassten Freiheitsbaums erblickt er den Sohn von Amtmann Feger, der die von Gustel weggeworfene Axt in der Hand hat.

Blum: „Sieh da! – Ei, wer hätte das gedacht, also Er ist der Patriot! Bravo!“ Monsieur Feger (ihn dumm anlächelnd): „He, he! Patriot? Seht mich doch nur recht an, Vater Blum, ich bin ja Musjeh Feger.“

Der skrupellose Amtmann, der seinen Sohn mit Rikchen verkuppeln will, wittert eine

Chance. Er droht, Gustel an die Franzosen auszuliefern, falls Rikchen nicht einlenke. Sie aber ist an dem ihr zgedachten Schwächling nicht interessiert und mit Gustel wieder ausgesöhnt. Die Lage wird brenzlig: In der Ferne marschieren bereits Franzosen auf das Dorf zu. Der Amtmann lässt sich vom vereinten Flehen der Blums, die bereits einen hoffnungsvollen Sohn und Bruder verloren haben, nicht erweichen. Gustel wird in Ketten gelegt und dem französischen Kommandanten übergeben. Alle drei, der alte Blum, Rikchen und Gustel, bezichtigen sich unisono, den Freiheitsbaum mit eigener Hand gefällt zu haben.

Da tritt eine überraschend Wendung ein: Der Franzose lässt Gustel laufen und schliesst statt dessen den Amtmann in Ketten. Dieser soll die Strafe erhalten, die er dem Rivalen zgedacht hat. Der Fremde entpuppt sich als jener verschollene Sohn, der durch die Schuld des Amtmanns in fremde Kriegsdienste verkauft worden ist und in der französischen Armee Karriere gemacht hat.

Wir haben die Ingredienzien des Schwanks jetzt beisammen: Intrige, Verwechslung und Missverständnis, Liebe und Eifersucht, prägnante Figuren in tragenden Rollen, witzige Dialoge, doppeldeutiges Reden und zu guter Letzt Belohnung der Unschuld und Bestrafung des Übeltäters. Stichwortgeber ist der gelehrte, aber ängstliche Schulmeister Zebedäus Ehrenfried, der, als treuer Gehilfe des Amtmanns, mit Sprüchen und Sprichwörtern um sich wirft und so unfreiwillig den Ernst ins Komische und das Rührselige ins Lächerliche kehrt.

*Der Freiheitsbaum* nahm nicht im geringsten am (späten) Erfolg von Kleists *Zerbrochenem Krug* teil. Aber vielleicht ist er durch Kleists Stück erfolgreich geworden? Die Gemeinsamkeiten sind so zahlreich, dass wir uns fragen, ob Kleist sich nicht entscheidend vom *Freiheitsbaum* inspirieren liess. Personen und Handlung decken sich bis zu einem solchen Grad, dass diese Vermutung statthaft ist.

Schildern wir Zschokkes Schwank noch einmal unter dem Aspekt der Parallelität mit dem Stück Kleists: Ein korrupter Dorfbeamter mit Polizeigewalt setzt seine Machtmittel daran, um eine junge Frau gefügig zu machen. Er setzt ihren gutherzigen, aber naiven Freund gefangen, droht mit Auslieferung und sicherem Tod und erpresst das Mädchen damit. Am Schluss stellt eine übergeordnete Instanz das Recht wieder her und bestraft den Beamten, so dass dem Glück des jungen Paares, das sich aus Missverständnis und Eifersucht entzweit hat-

ten, nichts mehr im Wege steht. Das corpus delicti ist hier ein gefälltter Baum, dort ein zerbrochener Krug.

Selbstverständlich ist damit der Gehalt von Kleists Stück nicht ausgelotet. Bei Zschokke fehlt die Gerichtsverhandlung, vor allem fehlt der Aspekt der Selbstentdeckung und Selbstentlarvung, der aus dem Motivkreis der Ödipus-Sage schöpft. Es geht aber hier nicht um die Beurteilung und Bewertung von Kleists Lustspiel, sondern darum, ob er für sein durchaus eigenständiges Werk Motive aus Zschokkes *Freiheitsbaum* verwendet hat oder nicht. Von Zschokke konnte Kleist auf jeden Fall lernen, wie man einfache Leute darstellt.

Zschokke übergeht in der „*Selbstschau*“ seine Dramen (mit Ausnahme des *Abällino*). Aber selbst wenn er sich dazu geäussert hätte, hätte er sich nicht mit der Priorität seines *Freiheitsbaums* gegenüber Kleists Werk gebrühet. So etwas lag ihm fern. Er betrachtete Kleist als seinen Bruder im Geist, der eine ähnliche dichterische und seelische Krise durchlebte, wie Zschokke sie hinter sich wusste.

Folgende Frage sei angefügt: Weshalb kam Zschokke beim Kupferstich an seiner Wand nicht ebenfalls ein Lustspiel in den Sinn? Die Antwort könnte lauten: Im Prinzip ja, aber er hatte sein Stück zu einem ähnlichen Vorfall bereits geschrieben, sieben Jahre zuvor. Deshalb liess er dem jüngeren Dichter den Vortritt.

Zschokke spürte, dass Kleist gefährdeter war als er selbst, und er verfolgte dessen Leben mit grosser Anteilnahme und Sorge bis zum Selbstmord am Wannsee im November 1811.

Seine Erzählung „*Der zerbrochene Krug*“ brachte Zschokke erst nach Kleists Tod 1813 in seiner Zeitschrift *Erheiterungen* heraus.

Werner Ort

- <sup>1</sup> Zschokke: Eine Selbstschau (1842), S. 205.
- <sup>2</sup> Theophil Zolling: Heinrich v. Kleist in der Schweiz, Stuttgart 1882, S. 18.
- <sup>3</sup> NADB Bd. 24, 1796, S. 554.
- <sup>4</sup> Carl Günther: Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre (1918), S. 110-112.
- <sup>5</sup> Gerhard Steiner: Jakobinerschauspiel und Jakobinertheater, Stuttgart 1973, S. 69 und 74-76. Abdruck des Stücks: S. 197-221.
- <sup>6</sup> Holger Böning: Profranzösische Dramatik gegen den Strich der öffentlichen Meinung am Ende des 18. Jahrhunderts: „Der Freiheitsbaum“. Im Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte, Bd. 13, Tel-Aviv 1984, S. 347-349.
- <sup>7</sup> Zschokke an A. G. Behrendsen, 21.2.1796.

# Vom Schreibtisch der Redaktion

## Goldmacherdorf, neu aufgelegt

Holger Böning ist nicht nur Professor an der Universität Bremen, sondern auch Verleger. Im Mittelpunkt seiner *edition lumière* stehen Schriften zur europäischen Aufklärung, zur Pressegeschichte und Exilliteratur. Im Jahr 2000 erschienen Erzählungen Zschokkes unter dem Titel „... weiss wie der Teufel!“ (leider vergriffen). Für diesen Herbst ist als Jubiläumsband 25 eine Neuedition des Dorfromans „Das Goldmacherdorf“ geplant.

Die letzte deutsche Ausgabe dieser einst wichtigen Volksschrift wurde 1973 von Kurt-Ingo Flessau in Reutlingen nach der Erstausgabe von 1817 herausgegeben. Die neue Ausgabe von Holger Böning enthält auch ein später eingefügtes Kapitel („Glück führt oft zur Unglücks-Schwelle, Unglück oft zur Glückes-Quelle“), zahlreiche Beiträge aus Zschokkes „Schweizerboten“ aus dem Entstehungsjahr, dem Notjahr 1817, weitere kleinere Artikel Zschokkes aus dem „Schweizerboten“ und die programmatische, vor der Versammlung des Schweizerischen Volksbildungsvereins in Lausen am 10. April 1836 gehaltene Rede „*Volksbildung ist Volksbefreiung!*“

Mit einem Umfang von gegen 260 Seiten, gebunden und bebildert, wird das Buch ungefähr 25 Euro kosten. Die Heinrich-Zschokke-Gesellschaft übernimmt 100 Exemplare, die sie ihren Mitgliedern zu einem Vorzugspreis abgibt.

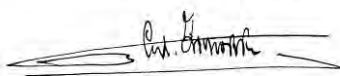
Holger Böning und Werner Ort, Hrsg.: *Das Goldmacherdorf oder wie man reich wird. Ein historisches Lesebuch von Heinrich Zschokke. edition lumière 2006* ([www.editionlumiere.de](http://www.editionlumiere.de)).

## Geschichte der Firma Zschokke

Wir haben ein reichhaltiges Buch anzuzeigen, das die Zschokke Holding AG sich und ihren Aktionären schenkte, mit dem Titel „Zschokke, ein Name – ein Ruf“. Es erschien gerade noch rechtzeitig zur ausserordentlichen Generalversammlung im März dieses Jahrs, als die Namensänderung in „Implenia“ beschlossen wurde.

Fast schon wehmütig erinnern wir uns der Plakate mit Schweizer Sportlern vor einigen Jahren: „Wer zschokkt, hat Stil“ und „Wer zschokkt, is a winner!“, obwohl uns der Werbegag (zschokken = joggen) damals eher ärgerte. Jetzt also ist der Name weg, und die Margerite ist das neue Symbol. Nur der Ruf bleibt. Wir wünschen der durch die Fusion mit der Bati-group grössten Schweizer Baufirma viel Glück.

## Zschokke



ein Name – ein Ruf

Conradin Zschokke (1842–1918), ältester Sohn von Heinrichs Sohn Alexander, gründete 1898 in Aarau die Baufirma „Crd. Zschokke“, die er elf Jahre später in eine Aktiengesellschaft umwandelte. Er brachte langjährige Kenntnisse im Tiefbau (Hafenanlagen und Brücken) ein und baute unter anderem die Stauwehren Beznau, Augst-Wyhlen und Laufenburg, die Hafeneinfahrt bei Dieppe und die Eisenbahnbrücke beim Zentralbahnhof von Amsterdam. Er erfand die im Trockendock verfertigte Caissons, die schwimmend an ihren Bestimmungsort gebracht und dort versenkt werden. Damit erspart man sich mühsame Unterwasserarbeit.

All dies und vieles mehr erfahren wir in dem prächtig illustrierten Buch, dessen erstes Kapitel von der Genferin Catherine Courtiau sich liebevoll der Kindheit und Jugend von Conradin, des Lebens und Wirkens seines Grossvaters und des Onkels, zeitweiligen Arbeitgebers und Mentors Olivier Zschokke annimmt. Auf einer Doppelseite ist der Familienstammbaum abgebildet, der bis zu Conradins Enkel Alexander hinaufreicht. Wir gratulieren zu dem schönen und informativen Werk!

Catherine Courtiau, Bernard Koechlin und Marian Stepczynski: *Zschokke, ein Name – ein Ruf. Infolio édition, Gollion 2006. 194 S., 68 CHF oder 45 Euro* (auch französisch erhältlich).

## DER SOHN DES DICHTERS

Der umfangreiche Nachlass von Zschokkes drittjüngstem Sohn Achilles befindet sich im Stadtmuseum Aarau. 1998 wurde er, in eiserne Truhen verpackt, wiederentdeckt. Seither ist noch einiges dazu gekommen wie die Originalbriefe von Karl Viktor von Bonstetten an Heinrich Zschokke. Die Stadt Aarau ist gerade daran, die Bestände zu inventarisieren, und vielleicht findet sich dabei noch das eine oder andere kostbare Stück in einer entlegenen Ecke, das man schon verloren glaubte.

Dr. Andreas Müller, pensionierter Geschichtslehrer an der Kantonschule Aarau, Autor der zweibändigen Pressegeschichte des Kantons und anderer kleinerer Schriften, hat es unternommen, eine Biografie von Achilles Zschokke zu schreiben. Als Bewohner von Gontenschwil im Wynental, wo Achilles von 1847 bis zu seinem Tod als Pfarrer wirkte, ist er dazu prädestiniert. Die Bestände aus dem Achilles-Nachlass hat er durch ortsgeschichtliche Quellen und Informationen und Dokumente aus der grossen Nachkommenschaft ergänzt. Jetzt sucht er einen Weg zur Publikation des rund 150-seitigen, mit Fotos und Personendaten versehenen Werks. Wer ihn dabei unterstützen möchte, kann sich an ihn oder an die Redaktion des *Heinrich-Zschokke-Briefs* wenden.

Dr. phil. Andreas Müller, Unteres Tannenmoos 314, 5728 Gontenschwil, Tel. 062 773 15 62.

### Bildnachweis:

S. 4-7: Marianne Blattner, Aarau. Die anderen Abb.: W. Ort.

### IMPRESSUM

Heinrich-Zschokke-Gesellschaft, Seebacherstr. 36, 8052 Zürich, Tel. 044 301 47 11  
e-mail: [w.ort@bluewin.ch](mailto:w.ort@bluewin.ch)

Redaktion: Werner Ort  
Thomas Pfisterer  
Markus Kutter †  
Veronika Günther

Druck: Dietschi AG  
Mitteldorfstr. 35  
5033 Buchs

